

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stabstiche 6 Thlr.
mit Stabstichen 8 Thlr.

Kunst und Liebe.

Novelle
von
Sophie Verena.
(Fortsetzung.)

Isabelle hatte natürlich nie die Absicht gehabt, Günther ihre Verhältnisse, ihre Geburt zu verheimlichen, doch in diesem ersten Beisammensein, in welchem die Gefühle so hoch wogten und das Herz so ganz seine Rechte verlangte, da hatte sie noch nicht einmal daran gedacht, davon zu reden. Günther hatte sich auch so ganz des Gespräches bemächtigt; mit einer flammenden Beredsamkeit, die anscheinend verschlossene Naturen oft besitzen, schilderte er immer von Neuem sein Glück, seine Liebe, und das Thema war ein zu anziehendes für Isabelle, daß sie nicht mit stiller Andacht hätte lauschen sollen.

„Weißt Du, ich fürchtete erst, mein Vater würde seine Einwilligung versagen, deshalb habe ich so lange gezögert, bis ich zu Dir sprach. Aber er hat so viel Gutes und Rühmendes von Dir gehört, daß er Dich mit Stolz und Freude in unsere Familie aufnimmt, und sein Herz Dir jetzt schon offen steht. Was wird er sagen, wenn er Dich sieht — mein Vater ist ein echter Ritter, auch noch im Greisenalter von Frauenschönheit und weiblicher Holdseligkeit entzückt. Was wird er sagen, wenn er Dich sieht, Isabelle? Ich muß am Ende noch gar auf meinen alten würdigen Vater eifersüchtig werden!“

So scherzte Günther in der überfließenden, fast rührenden Seligkeit seines Herzens, dabei die Geliebte mit Blicken betrachtend, welche deutlich seine Bewunderung und Verehrung aussprachen; doch fast betroffen schaute er auf den so plötzlich veränderten Ausdruck ihres Gesichtes. Ihre Augen fest und forschend auf ihn richtend, fragte sie ernst:

„Weshalb glaubtest Du, Dein Vater würde seine Einwilligung zu unserer Verbindung verweigern, aus welchem Grunde mußten erst Erkundigungen über mich eingezogen werden?“

Hoch und stolz stand sie vor ihm, eine Antwort gebietend. Günther fühlte, er sei unvorsichtig gewesen, indem er vielleicht zu früh ein gefährliches Thema berührte, und das Gespräch auf einen sehr zarten, unsicheren Boden führte. Aber wie gern er auch das Gesagte zurückgenommen hätte, zu Ausflüchten konnte er seine gerade Natur doch nicht zwingen, und Isabelens Augen erheischten eine offene Antwort. Fast schüchtern und mit einer Zartheit, die ihr in einem weniger erregten Moment nicht entgangen und ihre Wirkung auf sie nicht verfehlt haben würde, entgegnete ihr Günther, daß, obgleich er selbst Standesunterschieden keinen Werth beilege und alle Gebildeten zu einem Stande zähle, sein Vater doch nicht ganz frei von Vorurtheilen sei, daß er aus Liebe zu ihm diese besiegt habe, die ihm auch überdies nicht so anzurechnen wären, da er aus einem Zeitalter stamme, in welchem scharfe Grenzlinien gezogen würden.

„Und eine Schauspielerin nicht für würdig erachtet

wurde in eine adliche Familie zu treten," sagte Isabelle mit etwas kaltem, verlegendem Ausdruck in Ton und Blick. „Wie wird nun aber die hohe Familie sich darein finden, eine Schauspielerin als Eine der Ihrigen anzuerkennen?“

„Das holde, geliebte Weib, welches ich ihnen zuführe, wird meinem Vater eine theure Tochter, den Brüdern eine liebe, verehrte Schwester sein.“

„Aber es bleibt doch immer die Schauspielerin.“

Günther blickte Isabelle an, eine Ahnung, furchtbar und grell wie ein Blitz zuckte durch seine Seele, doch eben so schnell verwarf er sie, sich fast solches Gedankens schämend. Mit inniger Zärtlichkeit sich Isabellen nahestehend, sagte er weich:

„Nein, die Schauspielerin geht auf in meinem Weibe, in der Frau meines Hauses, der Gebieterin meines Herzens. Diese Herrschaft ist noch schöner als die, welche Du bis jetzt geführt, diese Huldigungen sollen Dir noch werthvoller werden als alle, die Dir bis jetzt gezollt wurden.“

Isabelle war todesblaß geworden, er sah es nicht, weil er ihr Haupt sanft an seine Brust gezogen hatte und lieblosend über ihren Scheitel strich. Sie schloß einen Moment die Augen, es war als schmiege sie sich fester an sein Herz, fester und inniger, ehe sie ganz von dieser theuren Stätte schied, ehe sie es auf immer verlor. Dann richtete sie sich empor; Günther war erschreckt über die Blässe ihres Antlitzes, über den Seelenschmerz, den es ausdrückte.

„Was ist Dir, um Gottes willen, Isabelle, was ist geschehen?“

Sie öffnete die Lippen — vergebens, endlich traten Worte darüber.

„Weinst Du, Günther, daß ich meine Laufbahn verlassen soll — denkst Du, ich vermöchte meinem erwählten Berufe untreu zu werden?“

„Isabelle! — es ist keine Stunde zum Scherzen, keine zu solchen Fragen. Auf so künstliche, unnatürliche Proben mußt Du meine Liebe nicht stellen.“

„Ich scherze nicht, ich spreche im heiligen, bitteren Ernst. Niemals werde ich der Kunst untreu!“

Er starrte sie an; er forschte nach einem Zuge in ihrem Gesichte, der ihre Worte widerlege, aber es war von einer stolzen fast ehernen Ruhe, und ein unerschütterlicher Entschluß sprach aus ihren Augen. Als er diese kalte Entschlossenheit sah, wallte der leichtverlegte Stolz hoch auf in ihm, zornig, fast herrisch klang die Stimme, mit der er sagte:

„Erkläre mir, wie ich Dein seltsames Benehmen

deuten soll? Du kannst doch unmöglich denken, als meine Gattin Schauspielerin zu bleiben?“

Vielleicht lag ihm selbst unbewußt etwas Aufreizendes, Geringschätzendes in seinem Wesen, das sich besonders in dem Betonen des Wortes meine Gattin noch mehr kund that, und auch den nicht geringen Stolz von Isabellens Natur wach rief. Wie zum Kampfe gerüstet entgegnete sie der herausfordernden Frage:

„Und weshalb sollte ich das nicht denken?“

„Isabelle!“

„Günther!“

„Ich kann ein Mädchen wählen, das Schauspielerin war — durch diese Heirath erhebe ich sie zu mir, und kein Mensch hat das Recht nach ihrer Vergangenheit zu fragen, oder ungestraft etwas daran auszusagen, aber meine Gemahlin, die Baronin von Stromfels, kann doch niemals eine Schauspielerin sein. Schon der Gedanke ist entsetzlich.“

„Ja, dann muß ich freilich auf die Ehre verzichten, Ihre Gemahlin zu werden, Herr Baron.“

In ihrem Heiligsten verletzt, wieder in dem angegriffen, für das sie schon so viel geopfert, war Isabelle nun auch taub für die sanfte, mahnende Stimme der Liebe, sie wurde übertönt durch die beleidigten Gefühle.

„Es fragt sich übrigens noch, Herr Baron Günther von Stromfels, wer von uns Beiden eine Mißheirath thäte. Denn wenn ich den Namen annehmen wollte, dem ich freiwillig entsagte, so möchte ich vielleicht herabsteigen, indem ich Sie erwählte. Bis jetzt war es in unserer Familie nur gestattet, daß eine Tochter derselben einem vollkommen ebenbürtigen Gemahl die Hand reichen durfte, und es möchte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der Freiherr von Stromfels der Reichsgräfin Isabelle von Waldeck nicht ganz ebenbürtig ist.“

„Reichsgräfin Isabelle von Waldeck!“ wiederholte Günther mechanisch, wie im Traume.

„Die bin ich. Eine schöne, glückliche Heimath, eine bedeutende Erbschaft, Stand und Name, und mehr noch, die treue Liebe eines guten Oheims habe ich geopfert, um dem unwiderstehlichen Rufe zu folgen, der mich zur Jüngerin der Kunst machte. Und das Alles sollte umsonst geschehen sein? Noch stehe ich am Anfange meines Weges und schon sollte ich umkehren, sollte das hohe Ziel, dem ich nachstrebe, unerreicht aufgeben — nimmermehr.“

„Isabelle, Reichsgräfin von Waldeck,“ wiederholte Günther von Neuem, als vermöchte er dem Gehörten nicht zu trauen — „das Alles vermochtest Du zu

opfern, um Schauspielerin zu werden? Dies geht über mein Verständniß. Wenn nicht um einer Laune willen, so geschah es doch vielleicht von jugendlicher, romantischer Schwärmerei hingerissen, und Du bist nun zur Vernunft, zu besserer Einsicht gekommen —“

Sie schüttelte stolz und abwehrend das Haupt.

„Nicht? — Dann müssen wir scheiden, Isabelle; aber ich gehe mit der Ueberzeugung, daß Du mich nie geliebt hast, daß Ruhm, Ehre, Anbetung und all der eitle Flittertand, der Deinen Weg schmückt, Dir mehr sind als ein treues Herz. Nein, Du hast mich nie wahrhaft geliebt.“

Ein wildes Weh zuckte über Isabellens Antlitz, all den eisigen Stolz verwischend, der früher darauf gelegen. Der heiße Schmerz, ihn zu verlieren, übertönte Alles.

„Dich nie geliebt! Gott vergebe Dir die schweren, unwahren Worte, ich liebe Dich treu und wahr, Günther, aber ich glaubte, die Liebe zu meiner Kunst diesem Gefühle vereinen zu können. So manche große Künstlerin hat uns gezeigt, daß sie die hohen Pflichten der verheiratheten Frau nicht vernachlässigte und sogar eine immer bedeutendere Künstlerin wurde, je mehr sie edel und tugendreich in der Familie, dem eigenen Hause dastand. Ich zweifelte nie, daß es mir gelingen würde, trotz der Ausübung meiner Kunst, an Deinem Herde als Hausfrau und Gattin zu walten und die Pflichten zu erfüllen, welche Du billiger Weise verlangen konntest. Ich glaubte, Du würdest mir vertrauen, und wenn Du hörtest, wie ich in dem Boden fest wurzele, in dem ich jetzt stehe, was ich opferte, den Platz, den ich einnehme zu erreichen, dann würdest Du nachgeben und mir nicht das Herz zerreißen, indem es wählen soll zwischen dem ihm Theuersten, zwischen Dir und meinem Beruf.“

Wie sie so innig, so herzlich sprach, wie ihre süße Stimme sich mit Gewalt in seine Seele schmeicheln wollte. Aber es durfte, konnte nicht sein. Sie verlangte ja eine Unmöglichkeit. Sein Weib auf der Bühne — wahnsinniger Gedanke! Günther hatte geglaubt, Isabelle werde anerkennen, daß er ihr ein Opfer brachte, indem er sie wählte, sie werde daran die Größe seiner Liebe ermessen. Er würde nie in der Zartheit seines Gefühles es sie haben merken lassen, es sei ein Opfer gewesen, aber daß sie es als etwas ganz Natürliches hinnahm, verwunderte ihn schon, daß sie nun gar noch das Unmögliche verlangte, reizte ihn auf das Empfindlichste. Ihr ganzes Handeln schien ihm unüberlegt, kindisch, romanhaft. Wenn sie ihn

liebte, so mußte sie eben nur ihn lieben und Alles aufgeben um ihn. Er betrachtete Isabellens Verlangen als eine Laune, ihr Beharren als Eigensinn, wohl gar dem Wunsche entsprungen, zu sehen, wie weit ihre Macht über ihn reiche. Wenn er nicht Alles in diesem falschen Lichte erblickt, so hätte er, ohne nachzugeben, doch wohl weniger streng und starr sich erwiesen.

„Du behauptest, Du vermagst Deinem Berufe nicht zu entsagen, Isabelle, was sollte aus dem meinen werden, wer sollte die Güter meines Vaters übernehmen?“

„Du hast mir einst erzählt, Du seiest nicht aus Wahl Landmann geworden, Dein Bruder kann dort Deinen Platz ausfüllen. Hier bei mir vermag Dich Niemand zu ersetzen; Keiner kann mir Du sein, und Keiner könnte Dich lieben wie ich. Geh nicht von mir, Günther!“

Er schloß die Augen vor ihrem Blick, er wandte sich ab vor ihm, der das härteste Herz bewältigen konnte.

„Und was wäre ich dann? — der Mann meiner Frau;“ fast verächtlich zuckte es um seine Lippen, und der Gedanke einer so kränkenden Zumuthung gab ihm Kraft und Stolz zurück.

„Mein Mann, Günther, mein Schutz, mein Schirm; der Gatte einer Frau, die man jetzt schon groß nennt, die aber einst, das gelobe ich Dir, eine der ersten und bedeutendsten Künstlerinnen werden soll.“

„Ich frage nicht viel nach solchem Ruhme, solcher Künstlerschaft. Ich liebte in Dir nicht die Schauspielerin, sondern das Mädchen, Dich selbst. Weiß Gott, es hat mich Kämpfe genug gekostet zu überwinden, daß Du Schauspielerin warst, daß Du es bliebest, vermöchte ich nie zu ertragen. Darein willige ich nimmermehr — das hoffe nicht; und deshalb laß ab von Deiner Ueberredungskunst.“

Ein Beben schüttelte Isabellens Gestalt, eine eisige Hand legte sich schwer und gewichtig auf ihr Herz, es zusammenpressend, als müsse es brechen. Aber es brach nicht — sie überlebte den Todesstoß ihres Glückes. Als sie wieder sprach, klang ihre sonst so volle Stimme fast tonlos.

„Zwischen uns ist nun Alles gesagt — wir müssen scheiden. Gott verzeihe uns Beiden, was wir einander gethan; leiden werden wir genug, aber auch den Schmerz wollen wir würdig tragen. Lebe wohl, Günther!“

Sie wandte sich von ihm, das Zimmer zu verlassen. Er eilte ihr nach, er erfaßte ihre Hand, so fest, als könne er sie damit halten für ewig. Ihre

Weichheit und Innigkeit hatten ihn glauben gemacht, sie werde nachgeben und absteigen von ihrer unausführbaren Forderung. Ihren Bitten gegenüber hatte er sich als Herr gefühlt und vielleicht seine Macht mißbraucht. Seine letzten Worte und mehr noch der Ton, in dem sie gesprochen, waren grausam hart gewesen. Jetzt brach seine Liebe wieder vor wie Sonnenstrahlen durch düsteres Gewölk.

„Isabelle, Geliebte, es kann nicht sein; Du vermagst Dein Herz nicht von dem meinen zu trennen, Du darfst mich nicht gehen heißen, um einer Laune willen!“

Ein durch seine verzeihende Milde fast göttliches Lächeln irrte um ihre Lippen, als sie flüsterte:

„Um einer Laune willen stößt man nicht sein Glück von sich, bricht man nicht Herzen.“ Ihre leidenschaftliche Erregung, ihr empörter Stolz waren verschwunden, das tiefe Weh des Scheidens hatte dies heiße Aufwallen gedämpft, die Thränen, welche ihr Herz weinte, löschten die Gluth des Zornes.

„Isabelle, folge mir!“ bat Günther flehend.

„Ich kann nicht — wir müssen scheiden! Und wenn Du jetzt Deine harten Worte zurücknehmen, wenn Du mit mir ziehen wolltest meine Bahn, ich nähme Dein Opfer nicht an, das Dich bald genug gereuen würde. Meine Kunst, die mir heilig ist, mein Beruf, der mir hoch und edel dasteht, wird von Dir mißachtet, wenigstens nicht in der Weise aufgefaßt, die mir die einzig wahre und richtige erscheint. Du siehst in dem Schauspieler nur den bezahlten Künstler, nicht den Künstler von Gottes Gnaden — denn der Genius des Künstlers ist ein göttlicher Funke — der auch in dieser Welt eine hohe und ernste Mission zu erfüllen hat. Wohl ihm, wenn er sie recht und würdig ausübt und wenn sie richtig von den Anderen erfaßt und aufgenommen wird. Auch mir ist eine solche große Aufgabe geworden, Gott hat mir ein schönes und reiches Talent verliehen, damit aber auch die Pflicht auferlegt, es zur höchsten Stufe auszubilden, es zum Nutzen und Frommen meiner Mitmenschen zu verwenden. Ihnen die erhabenen, vollendeten Schöpfungen unserer unsterblichen Dichter in edler, lebenswahrer Gestaltung vorzuführen und ihnen dadurch nicht nur einen Kunstgenuß zu schaffen, sondern Vorbilder zum Nachstreben hinzustellen, das ist eine würdige Lebensaufgabe, wird sie erreicht, ein großes Werk. Es ist ein Mitarbeiten an dem Fortschritt, der höheren, sittlicheren Ausbildung und somit der größeren Beglückung des Menschengeschlechtes. Ich kann Gutes stiften auf meinem Platz, denn die Ver-

edlung, die Macht der Kunst, welche gerade von der Bühne am wirksamsten ins Leben greift, sie wirfst selbst Du, trotz Deiner Vorurtheile nicht abläugnen.“

„Du bist groß als Künstlerin, doch es hat vor Dir bedeutende Talente gegeben und nach Dir werden solche erstehen,“ erwiderte Günther ernst, „deshalb hast Du nicht nöthig unser Lebensglück zu zerstören.“

„Gewiß stelle ich meine Begabung nicht als die höchste hin, aber reiner, treuer und wahrer als ich kann es Keiner mit der Kunst meinen. Vielen ist sie nur das Mittel zum Zweck gewesen, mir der Zweck selbst, der eine, große, dem ich schon so viel geopfert.“

„Dem Du jetzt in Deinem Starrsinn auch noch unsere Herzen opferst.“

„Nicht aus Starrsinn, nicht aus Laune scheidet sich von Dir, Günther, sondern aus dem Müssen, welches oft größer und mächtiger ist als unser Wille. Zwischen uns giebt es kein Verstehen, Dir klingt wie Thorheit und Ueberspannung, was bei mir heilige Ueberzeugung ist, Du schäzest gering, was mir groß scheint — wie viele Klippen würde eine Verbindung zwischen uns bieten; und vermag ich auch den tiefen, schweren Kummer einer unerfüllten Liebe zu überwinden, den steten Kampf, den aufreibenden Gram einer unglücklichen Ehe könnte ich nicht ertragen; daran würde vielleicht selbst unsere Liebe sterben, und wir würden ganz elend sein. Für uns giebt es nur Scheiden, laß es jetzt geschehen, da die Liebe noch voll und schön in uns lebt, denn trotz Deiner harten Worte, die das Trennungsurtheil sprechen, glaube ich doch, daß Du mich liebst und keine Dir je sein wird, was ich Dir war.“

„Ich aber zweifle an Dir. Das ist keine echte Liebe, der ein Weib, außer seiner Ehre, nicht Alles zu opfern vermag. Wenn Dein Herz mehr hängt an dem Lobe und der Huldigung der Menge als an mir, so hat es nie empfunden was Liebe ist.“

„Weshalb diesen nutzlosen Streit, Günther — willst Du mich nicht verstehen, oder kannst Du es nicht? Warum uns immer mehr erbittern und erregen? Demüthig bittend trat ich zu Dir — mein Stolz könnte bei der Erinnerung aufwallen, wäre die Liebe nicht größer als er — ich flehte Dich an, zu versuchen, ob ich Dir nicht Alles sein könnte, was Du von mir erhofftest und verlangtest, ohne meinen mir theuren Beruf aufzugeben. Ich sagte Dir, was ich Alles ihm schon geopfert hatte und bat Dich, ihm nicht noch das Schwerste aufzuerlegen — die Trennung von Dir. Doch statt mich an Dein Herz zu ziehen, an dem ich Schutz suchte, sprachest Du kalte, grausame Worte, die

sich ertödtend auf mein Inneres legten. Da starb etwas in mir, nicht die Liebe, doch die volle Zuversicht, das feste Vertrauen, daß wir zusammen gehörten, und nicht von einander lassen könnten. Und wenn Du jetzt vor mir kniestest, Günther, und Alles zurücknehmen wolltest, was Du gesprochen, es wäre zu spät, ich könnte nicht mehr die Deine sein."

"Nicht kniend — ich kniee vor keinem Weibe — aufrecht stehend, wie es einem Manne geziemt, bitte ich Dich noch einmal, wähle zwischen mir und Deinem Berufe. Verzeihe, wenn ich harte Worte geredet, der Schmerz mag mich betäubt haben, doch Vernunft und Besonnenheit sind zurückgekehrt, und ich bitte Dich: verwirf mich nicht ohne Ueberlegung. Ich will Dir Zeit lassen, Isabelle, will später Deinen Entschluß hören, triff mit Ruhe Deine Wahl, ob Du mein hochgeachtetes, geliebtes Weib werden oder eine gefeierte, berühmte Schauspielerin bleiben willst."

"Ich habe gewählt — lebe wohl! Gott segne Dich, Günther!"

"So geh denn — geh! Lege die Ruhmeskränze auf Dein Haupt, laß das Beifallsjauchzen den Schrei Deines armen, einsamen Herzens übertönen. Geh, die Du mich um mein Glück betrogen, meine Jugend gemordet, meinen Glauben an Frauenliebe zerstört hast. Dein erhabener Beruf entschädige Dich für Alles, was Du zu leiden haben wirst, denn auch Du wirst nie glücklich werden, wirst stets einsam sein." —

Er stürzte davon in seiner Leidenschaft wildem Toben.

Isabelle neigte schauernd das Haupt unter dem schweren Schlage, der zweite geliebte Mund, der so harten Urtheilspruch über ihren Beruf verhängte, denn unwillkürlich umtönten die grausamen Worte ihres Dunkels sie wieder; freilich im Zorne ausgestoßen, die sich aber jetzt erfüllten:

"Kein ehrenhafter Mann wird Dich, die Schauspielerin, zu seiner Gattin wählen."

Ja, sie waren auf schreckliche Art erfüllt. —

Die Stunden, welche diesem herzerschütternden Scheiden folgten, zu beschreiben, möchte unmöglich sein. Still lag Isabelle auf ihrem Sopha, so still und regungslos, als ob sie schon im Grabe ruhe. Und waren denn nicht Hoffnung und Glück gestorben? Sie klagte nicht, sie weinte nicht einmal, es war als habe der furchtbare Schlag, der auf sie gefallen, alle ihre Fähigkeiten, selbst die zu leiden, gelähmt. Regungslos, bleich, mit geschlossenen Augen lag Isabelle, während Frau Linde immer von Neuem besorgt zum Sopha schlich,

um ihr Erwachen zu erwarten. Als sie aber nach Stunden noch kein Zeichen des Regens oder Lebens von sich gab, als noch dieselbe eifige Blässe, der fast steinerne Ausdruck auf ihrem Antlitz sichtbar war, vermochte die erschreckte Freundin nicht länger ihre Angst zu bemeistern. Leise rief sie den Namen ihres Lieblinges.

Isabelle schlug die Augen auf — doch es war als seien es nicht mehr ihre Augen, so kammerschwer und fremd war ihr Ausdruck. Die Thränen, welche dem armen Mädchen versagt waren, stürzten heiß über Frau Gertruds Wangen, als sie von diesem Blick des Jammers getroffen wurde.

"Weshalb rufst Du mich — weshalb gönnst Du mir nicht Ruhe? Laß mich allein — ich bitte um weiter nichts als still und allein hier zu liegen."

"Mein theures Kind, Du mußt heute Abend spielen."

Die Angeredete fuhr wild empor. "Spielen — heute! Schicke zum Arzt, er wird mir bezeugen, daß ich krank bin — heute Abend spielen!"

Der Doctor kam, doch mit ihm zugleich der bis zum Tode erschreckte Intendant des Theaters, der den Gedanken, Isabelle heute Abend entbehren zu sollen, als etwas Unmögliches verwarf. Und trotzdem der gewissenhafte Arzt erklärte, sie habe heftiges Fieber, bat und flehte der Intendant, dies eine Mal mit ihm Erbarmen zu haben. Es war hoher und höchster Besuch am Hofe, die eigene Wahl des Königs hatte das Stück, welches zur Ausführung kommen sollte, bestimmt. Man hatte lange geschwankt, ob man den hohen fremden Gast zu ehren, ein Ballet geben solle, das durch die seltene Pracht seiner Decorationen und Costüme und die große Anzahl seiner schönen jungen Tänzerinnen sich besonders auszeichnete, dennoch hatte man eingesehen, es gäbe auch anderswo annähernd so gute Aufführungen dieser Art, doch ein Trauerspiel mit der Richards in einer ihrer Glanzrollen, sei ein Kunstgenuß, der nicht zu erreichen und zu übertreffen sei, und somit gewiß das Beste, was dem fremden Monarchen zu bieten wäre.

Alles dieses sprudelte der Intendant in seiner Herzensangst mit einer Fluth von Worten hervor und durchstürmte dabei das Zimmer, daß Isabelle, deren Kopf heftig schmerzte, es kaum mehr zu ertragen vermochte. Er wollte ihr von morgen an eine ganze Woche — zwei — drei Wochen Urlaub gewähren, doch diesen Abend, dieses einzige Mal möchte sie gnädig sein und seine Ehre als Intendant nicht untergraben. Isabelle

lag noch immer regungslos, die Augen mit ihrer Hand beschattet, aber Röthe und Blässe wechselten jetzt auf ihrem Gesicht, welches der Arzt besorgt betrachtete. Sie dachte nach. Spielen mußte sie doch wieder. Mußte! Es sollte ja kein Zwang sein, im Gegentheil sie hoffte und erwartete in der Ausübung ihrer Kunst Ersatz zu finden für das was sie verloren, Linderung ihres Schmerzes — weshalb nun sollte sie nicht schon heute damit beginnen? Wenn Günther hörte, daß sie krank sei, nicht auftreten könne, würde er dadurch nicht von Neuem Hoffnungen schöpfen, die sie jetzt nicht mehr nähren wollte, da sie doch nur zu einer Wiederholung jener schrecklichen Scene führen konnten? Und dann rührte sie auch die große Noth und Angst des Intendanten, er war stets gütig zu ihr gewesen, hatte ihr mehr als ein rathender Freund, denn als Vorgesetzter gegenüber gestanden, und nun sie zum ersten Male seine Freundlichkeit vergelten konnte durch ein Opfer ihrerseits, nun wollte sie dieses nicht bringen? Das widersprach ihrer Großmuth. Alle diese Gedanken wogten chaotisch an ihr vorüber, und dabei verlangte sie nur nach Ruhe, einige Stunden ungestörter Stille — was dann kam, gleichviel.

„Verlassen sie mich Alle, ich will mich noch ruhen und erholen, vielleicht kann ich, wenn mir besser wird, doch meiner Pflicht genügen.“

Ein Jubelruf entfuhr dem gequälten Herzen des Intendanten.

„Sie werden spielen, Gnädigste? Ihr Wort, daß Sie kommen. Ich werde Ihnen meinen eigenen Wagen schicken, er ist weicher und wärmer, aber Sie versprechen zu kommen.“

„Wenn ich bis dahin nicht sterbe — ja.“

Der Arzt verordnete beruhigende Mittel. Die Stunden der Ruhe und Einsamkeit, welche Isabelle als höchste Günst erbeten, folgten, doch wie verlebte sie dieselben. Vorhin hatte sie in einer Abspannung gelegen, die kaum mehr Leben zu nennen war, jetzt einmal aus dieser Erstarrung erweckt, erfaßten Weh und Schmerz sie mit heißer Hand; sie liebte Günther, so wie ihr reiches Herz lieben konnte, so wie ein solches Mädchen nur Einen liebt, und sie hatte ihn verloren, sie selbst hatte ihn und damit ihr Erdenglück von sich gewiesen. O, wie das junge liebebedürftige, glückverlangende Herz sich auflehnte gegen das harte Schicksal; welche Qualen sie erduldet! Verloren! nicht durch den Tod — durch das Leben verloren! Wie viel schrecklicher ist solcher Verlust. Die Gedanken, welche Isabelle verfolgten und quälten, waren so schrecklich,

daß sie, nur um ihnen zu entgehen, um durch Aufregung oder Anstrengung die verzehrende Angst zu betäuben, die mit glühendem, sinnverwirren dem Athem sie durchströmte, fast mit Freuden die Stunde begrüßte, welche sie zum Theater führte. Jetzt mußte es wenigstens momentan Vergessenheit geben, jetzt war doch ein Entrinnen vor ihr selbst möglich.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Anekdoten aus Meyerbeers Leben.) Wie viel man zuweilen von den Empfehlungsbriefen zu halten hat, welche uns von sogenannten guten Freunden auf irgend eine Reise mitgegeben werden, zeigt uns recht deutlich ein Beispiel aus Meyerbeers Jugend, welches er stets mit vielem Vergnügen erzählte. Der junge Meyerbeer hatte lange Zeit den Unterricht eines berühmten Musikers in Berlin genossen und derselbe hatte dagegen von den Eltern des jungen Mannes nicht bloß ein glänzendes Honorar, sondern auch noch eine tägliche Einladung zum Essen erhalten, die er schon seit Jahren benützte. Als Meyerbeer zu seiner weiteren Ausbildung auf Reisen ging und Italien zu seinem nächsten Reiseziel gewählt hatte, erbot sich sein bisheriger Lehrer, ihm ein Empfehlungsschreiben an einen bekannten Maestro in Neapel mitzugeben, welches Anerbieten Meyerbeer denn auch mit Dank annahm. Schließlich gab er jedoch nur sehr wenige von seinen vielen Empfehlungsbriefen ab, sondern zog es vor, dieselben im Koffer zu behalten und sich selbst sehr gewichtige Empfehlungsbriefe auf gewöhnlichem Notenpapier anzufertigen, die ihn bald genug in der Welt bekannt machten. Nachdem er so zwei Jahre da und dort herumgerast, fielen ihm beim Umpacken seines Koffers einst ein ganzes Bündel jener unbestellt gebliebenen Empfehlungsschreiben in die Hand und als er darunter auch den seines früheren Lehrers an den neapolitanischen Maestro erblickte, öffnete er denselben, da er neugierig war, wie er sich wohl über ihn ausgesprochen haben möchte. Wie erstaunte er jedoch, als er darin nach verschiedenen heftigen Ausfällen gegen die Juden im Allgemeinen etwa Folgendes las:

„Die Annahmungen dieses Judenvolkes steigern sich von Tag zu Tage mehr — nicht bloß, daß sie den Geldsack für sich allein in Anspruch nehmen, jetzt greifen sie gar noch nach dem Talisman! Thun Sie mir den Gefallen und suchen Sie dem jungen Menschen seinen Standpunkt gehörig klar zu machen, indem Sie seine Eitelkeit und Arroganz so viel als möglich demüthigen — vielleicht heilt ihn das glücklich von der schönen Einbildung, ein musikalisches Genie zu sein!“ . . .

Ohne irgend einen weiteren Commentar schickte Meyerbeer diesen Brief an seine Eltern nach Berlin, welche ihn am nächstfolgenden Mittag dem Schreiber desselben, welcher immer noch

regelmäßig jeden Tag bei ihnen speiste, unter die Serviette legten, jedoch ebenfalls ohne irgend eine Bemerkung darüber zu machen. Der Musiker fand den Brief, las ihn stillschweigend, steckte ihn ein, aß ruhig weiter, trank dann noch seine gewohnte Tasse Kaffee, unterhielt sich mit seinen Gastgebern wie sonst, kam aber von da an nicht wieder zu Tisch und Meyerbeers Eltern schickten auch nicht nach ihm. —

Von viel neuem Datum ist eine andere Geschichte, welche in Wien spielte, als Meyerbeer sich dort aufhielt, um die erste Aufführung seiner Oper „der Prophet“ vorzubereiten und selbst zu dirigiren. Damals stellte sich ihm ein Herr G., ein bereits ziemlich bejahrter Jüngling und Statist am Hofoperntheater vor, welcher die günstige Gelegenheit ergreifen wollte, die Aufmerksamkeit des Meisters zu erregen und dadurch vielleicht dem Ziele seines Ehrgeizes näher zu kommen, denn er fühlte das Zeug zu einem ersten Opersänger in sich. Meyerbeer sollte ihm sein Urtheil über seinen ausgezeichneten Vierfuß mittheilen und er erfüllte mit großer Kühnheit und Zuversicht dessen Verlangen, ihm Einiges vorzusingen. Nachdem er dies gethan, schüttelte der Maestro bedenklich den Kopf und sah den wackeren Musenpriester lange prüfend an, während derselbe höchst erwartungsvoll auf seinen Ausspruch harrete.

„Sie haben Talent,“ begann endlich Meyerbeer.

„O, ist das Ihre wirkliche Herzensmeinung?“

„Ja, Ihnen fehlt nur Eines.“

„Und was, wenn ich fragen darf, Herr General-Musik-director?“

„Ein neuer Winterrod,“ antwortete der Componist, auf die etwas defecte Garderobe des Herrn G. anspielend, und drückte ihm dabei eine Hundertguldennote in die Hand.

Herr G. hat diesen berühmten Winterrod und noch manchen anderen dazu überlebt; er konnte sich später eher derartige Kleidungsstücke anschaffen, denn er wurde dann Chorführer und ist als solcher auch heute noch ein sehr beschäftigtes Mitglied des Wiener Hofoperntheaters. F.

(Eine Gerichtsverhandlung in London.) Der Lordmayer redet den Angeklagten an, welcher mit ziemlichem Gleichmuth sein Schicksal zu erwarten scheint: „Angeklagter, Sie werden von der Wittwe Difson beschuldigt, ihr ein Schwein gestohlen zu haben.“

Der Angeklagte: „Ja, Euer Gnaden, ich kann dies nicht in Abrede stellen.“

Lordmayer: „Und was haben Sie damit gemacht?“

Angeklagter: „Ich habe es getödtet.“

Lordmayer: „Und dann?“

Angeklagter: „Geessen.“

Lordmayer: „Und Sie fühlen darüber keine Gewissensbisse? Wenn der jüngste Tag herannaht und Sie befinden sich in Gegenwart der Frau Difson und ihres Schweines, was werden Sie dann thun?“

Angeklagter: „Euer Gnaden wollen entschuldigen, wird am jüngsten Tag das Schwein auch gegenwärtig sein?“

Lordmayer: „Ganz gewiß wird es sich einfinden.“

Angeklagter: „Nun dann, Euer Gnaden, werde ich der Wittwe Difson antworten: „Madame, hier haben Sie ja Ihr Schwein.““

Die Entgegnung hierauf war schwierig. Alles lachte und die Strafe fiel so mild als möglich aus. F.

(Ein neuer Stradella.) Ein italienisches Journal erzählt, daß vor Kurzem ein junger Tenorist, Herr Guglielmi, welcher auf dem Wege nach Potenza von Briganten überfallen worden war, sein Leben dadurch rettete, daß er eine Verdis'sche Romanze sang, da ihm wahrscheinlich die Mythe vom Orpheus und Arion vorschwebte. Die Räuber wurden durch seine melodische Stimme dermaßen bezaubert, daß sie ihre Waffen zur Erde warfen, ihm ihre Bewunderung aussprachen und ihn hierauf ruhig seines Weges ziehen ließen. Vielleicht waren sie auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß er Gold und Silber blos in der Kehle, aber nicht in den Taschen besaß. F.

(Das Ende der Ideale.) In Paris beschäftigt man sich gegenwärtig sehr viel mit einem Ehescheidungsprozeß, der das allgemeine Interesse beinahe in demselben Grade in Anspruch nimmt, wie der Prozeß zwischen Armand und Maurice Roux oder derjenige des Herrn Conty de la Pommerais, welcher seine Schwiegermutter und seine Geliebte, Frau de Pauer, vergiftet hat, nachdem er das Leben der letzteren mit der Summe von 550,000 Francs versichert hatte. Besagter Ehescheidungsprozeß ist aber auch daruma schon sehr interessant, weil eine Tochter des Herrn Alexander Dumas darin die Hauptrolle spielt und eben den ganzen merkwürdigen Roman ihrer Ehe vor den Gerichten aufgeschlagen hat.

Im Jahre 1854 war Alexander Dumas père noch nicht Ehrenbürger von zwanzig neapolitanischen Gemeinden; er wohnte noch in Paris in Gesellschaft seiner Tochter Olympia, eines jungen Wesens voll Geist, Phantasie und Liebenswürdigkeit.

Eines Tages stellt sich dem Titanen des Feuilletons ein hübscher junger Mensch von achtzehn Jahren vor mit Namen Olynde Patal, gebürtig aus Chateauroux, und zwar ausgerüstet mit dem Manuscript eines Romans, betitelt „Die Ideale“.

Mit herablassender Freundlichkeit aufgenommen, verliebt sich der Jüngling reißend schnell in das Feenkind des Halbgottes; sie ist zwar fünf volle Jahre älter als er, aber das ist für ihn nur ein Grund mehr sie zu heirathen. Und so wurde er denn, nach einigem Widerstand von Seiten seiner Familie, ihr glücklicher Gatte.

Da er schon gegenwärtig im Besitz eines schönen Vermögens war und noch weit bedeutendere Aussichten für die Zukunft besaß, hatte der junge Mann seine Frau ohne jede Mitgift nehmen wollen, was allerdings ein fast unerhörter Fall in Frankreich ist.

Obgleich ein solches Anerbieten aber ebenso großmüthig als romantisch klingt, so kann man es doch unmöglich annehmen, wenn man Alexander Dumas heißt — Noblesse oblige!

Er bestand also darauf, daß in den Contract eine Mitgift

von 120,000 Francs gesetzt werde. Welch ein guter, vortrefflicher Vater! Leider aber war diese Summe nur auf — die künftigen Ersparnisse des Schwiegerpapas verhypothekirt, und damit wird es noch gute Weile haben, namentlich bei einem Schwiegerpapa, der von seinem eigenen Sohne auf der Bühne „als père prodigne“ dargestellt wird. Bis dahin wurde es dem Eidam erlaubt, einige Schulden des alten Herrn zu bezahlen, und so verwandelte sich die fingirte Schenkung in eine wirkliche Belastung.

Alein dies war keineswegs der Grund des darauffolgenden Scheidungsprozesses, denn Herr Patal war reich genug, sein Glück zu bezahlen. Die ersten Jahre der Ehe, die Verwirklichung der „Ideale“ des Herrn Patal, verfloßen denn auch in einer fortgesetzten Extase und als der verlängerte Honigmonat in sein letztes Viertel trat, machte man eine große Reise nach dem Orient nach der Anweisung von Lamartines Tagebuch. An heiliger Stätte sollte die Liebe neu belebt werden — leider aber brach gerade dort der offene Zwiespalt aus, und jetzt sehen wir die junge Frau auf Trennung gegen den Verfasser der Ideale klagen, welcher sich nicht allein grob und brutal betragen, sondern auch sogar untreu gewesen sein soll.

Die Plaidovers führen uns wie Nebelbilder in wechselnde Scenerien berühmter Stätten der Geschichte: Jerusalem, See Tiberias, Bethlehem, überall vermischt mit Szenen, die bald an Desdemona, bald an die bezähmte Widerspenstige erinnern. Am Strom So und so fällt die Dame ins Wasser und der Mann beeilt sich nicht, ihr nachzuspriegen; in Marathon wird sie gar von ihm verfolgt, wie die Perjer von Miltiades und auf dem Packetboot nach Konstantinopel erscheint vollends eine gefährliche Pariser Modistin... doch genug, denn warum Madame im Hotel zu Athen die Nacht auf einem Stuhl zubringen mußte, läßt sich gar nicht weiter ausmalen. Einer der Hauptpunkte der Anklage besteht jedoch darin, daß Madame Olympia ihren Gatten beschuldigt, er habe während einer kurzen Reise von ihr die ewige Lampe in ihrem Vouloir ausgehen lassen, während es doch sicherlich seine Pflicht gewesen wäre, sie täglich mit frischem Del zu speisen.

Und dennoch liebt Er sie noch immer! Während der Verhandlung erscheint er auf der vergitterten Gallerie und stüßert mit nassen Augen einem Freunde zu: „Die arme Frau! Mein Gott, wie sie so bleich ist!“ —

Der Gerichtshof verfügte Requisitionen nach Griechenland, Syrien und Egypten und Madame zog sich provisorisch in ein Kloster zurück. So endet eine literarische Ehe, so enden die Ideale!

Eine zweite Tochter Alexander Dumas, Mademoiselle Marie Dumas, scheint auch nicht wenig Phantasie und Excentricität geerbt zu haben. Sie stellt jetzt die Zeichnung zu einem Fries aus. Unter Klosterarcaden thronen Jesus und seine Mutter, den Klostergang füllen heilige Bannerträger, darunter Alexander Dumas Vater als heiliger Thomas mit der Bannerauf-

schrift: Spiritus Dei, und hinter ihm sieht man das Bildniß Alexander Dumas des Sohnes im Gewande des heiligen Antonius von Padua, mit der Aufschrift: Filius Dei auf seinem Banner. —

(Wie man einen Gläubiger los wird.) L., ein renommirter Pariser Maler von etwas leichtfertigem Lebenswandel, hat bedeutende Schulden. Er hat sogar soviel Schulden, daß er gar keine mehr bezahlt. Einer seiner drängendsten Gläubiger war sein Schneider. Eines Morgens sieht L. den Werkführer dieses Schneiders bei sich eintreten, der ihn mit folgender eben so höflicher als entschiedener Anrede begrüßt:

„Ich komme, Herr L., Sie um Bezahlung Ihrer Rechnung zu ersuchen, mein Prinzipal hat erfahren, daß Sie gestern Geld erhalten haben...“

„Entschuldigen Sie, mein Lieber,“ fällt der Maler ihm ins Wort, „aber ich muß Ihnen bemerlich machen, daß Ihre Rede, wäre sie auch ein noch so großes Meisterstück der Beredsamkeit, völlig nutzlos ist, denn ich bin nicht im Stande, die Rechnung heute zu bezahlen.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“

„Ja wohl.“

„Dann muß ich Ihnen zu meinem großen Bedauern erklären, daß ich Ordre habe, dieses Zimmer nicht zu verlassen, ohne von Ihnen Geld bekommen zu haben.“

„Ganz nach Ihrem Belieben, — so nehmen Sie gefälligst Platz.“

Der Werkführer setzt sich nieder, L. aber öffnet die Thür und ruft die Treppe hinunter dem Hausmeister zu:

„Ich bin für Niemanden zu Hause. Kommen Sie aber diesen Abend herauf zu mir, Sie werden auf meinem Schreibtisch Briefe finden, die Sie morgen an ihre Adressen befördern sollen.“

Nach diesen Worten verschließt er die Thür von innen, steckt den Schlüssel zu sich, setzt sich dann an seinen Schreibtisch und schreibt eine Menge Briefe, die er sämmtlich mit schwarzem Lack versiegelt. Zuletzt nimmt er einen größeren Bogen Papier und beginnt mit der Ueberschrift: „Mein Testament.“ Der Werkführer beobachtet dies Alles und denkt lächelnd: „Der irrt sich sehr, wenn er glaubt mir damit bange zu machen.“

Nachdem L. fertig ist mit Schreiben, steigt er auf einen Stuhl und nimmt von einem Regal ein großes Packet Tuchleisten von allen Farben herunter. Jetzt wurde die Neugierde des Schneiders denn doch rege und er dachte bei sich: „Was Teufel mag er mit diesen Dingen vorhaben?“

L. sucht inzwischen einen Hammer hervor und beginnt mit fast schwermüthigem Ernst alle Ritzen der Thüren und Fenster vermittelst der Tuchleisten zu vernageln. Als er damit zu Ende ist, nimmt er einen großen bronzenen Becher von seinem Bücherschrantke, füllt ihn mit Kohlen und zündet diese an.

„Der Herr spielt Komödie,“ denkt der Schneider; allein die Sache fängt jetzt doch an ihm unheimlich zu werden.

L. kehrt an seinen Schreibtisch zurück, ordnet seine Papiere, schreibt dann auf einen Bogen mit großen Buchstaben: „Niemand hat Schuld an unfrem Tode“ und befestigt diesen Bogen mit Oblaten an die Wand.

Das wird dem Schneider nun doch zu bunt, besonders da er, sei es in Folge der beginnenden Erstickung oder aus Angst, tiefen muß, er springt auf, geht auf L. zu, der sich in seinem Lehnstuhl gestreckt hat und mit geschlossenen Augen dasitzt, und sagt zu ihm:

„Entschuldigen Sie, Herr L., ich bekomme 1800 Franken jährlich, um Röcke und Westen zuzuschneiden, nicht aber um mich durch Kohlendampf ersticken zu lassen.“

So sprechend, wendet er sich nach der Thür.

„Es ist zu spät!“ ruft L., indem er ihm mit seiner langen Gestalt in den Weg tritt, „unser Entschluß steht unwiderruflich fest.“

„Um Gotteswillen, Herr L., lassen Sie mich hinaus, ich ersticke! Wenn Sie mir die Thür nicht öffnen, springe ich durch's Fenster!“

L., der mit großer Mühe das Lachen unterdrückt, entschließt sich endlich die Thür aufzuschließen, und Schneider und Rechnung sah er niemals wieder.